



Michael Knoll

Wozu ist die Schule da?

Reden und Ansprachen



SCHLOSS-SCHULE KIRCHBERG

Vorbemerkung

In diesem Heft sind Reden und Ansprachen versammelt, die in den letzten Jahren vor Eltern und Freunden der Schloß-Schule gehalten wurden. Sie sind nicht nur Reaktionen auf aktuelle Beobachtungen und Kommentare zu langfristigen Entwicklungen; sie erläutern vielmehr und vor allem die Erziehungsphilosophie, die der Pädagogik der Schloß-Schule zugrunde liegt.

Kirchberg an der Jagst, im Dezember 2005

Dr. Michael Knoll
Leiter der Schloß-Schule Kirchberg

Inhalt

Verwöhnung

Eine gefährliche Droge Seite 5

Wozu ist die Schule da?

Für eine Pädagogik der Ermutigung Seite 9

Natürlich hat Kant recht

Über Grenzen, Regeln und soziales Lernen Seite 13

Wie wird man glücklich?

Plädoyer gegen den permissiven Erziehungsstil Seite 19

Ohne Fleiß kein Preis

Jugend in der Krise Seite 24

Kinder an die Macht?

Über Partnerschaft in der Erziehung Seite 29

Verfassung der Schloß-Schule Kirchberg Seite 35



Kinder erfahren zu lassen,
daß sie weit mehr können,
als andere denken
und sie selbst glauben
— das ist die vornehmste
Aufgabe, die die Schule
heute zu erfüllen hat.

Knoll

Verwöhnung

Eine gefährliche Droge

Ein Problem geht um in Deutschland, ja in der ganzen zivilisierten Welt. Es ist seit langem bekannt, wird aber immer noch unterschätzt und verdrängt. Früher verband es sich mit den Privilegien des Adels. Heute ist es quasi „demokratisiert“ und durch die allgemeine Verbreitung des Wohlstands in alle Schichten der Gesellschaft vorgedrungen. Das Problem, von dem ich spreche, ist das der Verwöhnung. Ich werde es vom erzieherischen Standpunkt aus betrachten.

Vereinfacht gesagt, existiert die Verwöhnung in zwei Formen. Zum einen zeigt sie sich in der Form, daß jedes auftretende Bedürfnis „sofort und lustvoll“ befriedigt wird. Kommt auch nur der geringste Hunger auf, verlangt das verwöhnte Kind „lecker und genußvoll“ zu speisen. Und kommt auch nur der geringste Durst auf, verlangt es „sofort und schnell“ zu trinken, und zwar nicht einfach Wasser, sondern Cola, Fruchtsaft oder gesüßten Tee.

Zum anderen existiert die Verwöhnung in der Form, daß jedes auftretende Bedürfnis „ohne intensive Vorbereitung“ und „ohne große Anstrengung“ befriedigt wird. Das verwöhnte Kind scheut Mühe und Arbeit und meidet Streß und Strapaze. Es läßt sich „vorne und hinten“ bedienen, sei es, daß es sich selbst kurze Strecken chauffieren läßt, sei es, daß es keine Aufgaben in der Familie übernimmt und seine Aktivitäten auf Fernsehen und Computerspielen beschränkt.

Natürlich versucht der Mensch von jeher, Lust zu gewinnen und Unlust zu vermeiden. Höchster Ausdruck dieses alten Strebens nach Sofortbefriedigung und Anstrengungsvermeidung ist der Traum vom Paradies und vom Schlaraffenland – also von Orten, wo Milch und Honig fließt und einem die Hamburger samt Pommes und Ketchup direkt in den Mund fliegen. Der Unterschied zu früher liegt allerdings darin, daß in der heutigen Wohlstands- und Glücksspielgesellschaft relativ viele Menschen ihren Traum vom leichten, herrschaftlichen Leben immerhin annäherungsweise realisieren können.

Doch neben dem zunehmenden Wohlstand tragen noch andere Faktoren dazu bei, daß die gesellschaftliche Tendenz zur Verwöhnung weiter steigt. Da ist einmal der epochale Individualismus und die veränderte Familiensituation. Die Erwachsenen sind lange Singles, sie heiraten später und kriegen später Kinder. Und diese Kinder sind durch intensiven Einsatz von Pille und Empfängnisverhütung weniger oft Ergebnisse des Zufalls als vielmehr Ergebnisse der Planung. Sie sind Wunschkinder und werden dementsprechend behütet und umsorgt, genauso wie – oft – auch Einzelkinder, Scheidungskinder, Kinder von berufstätigen und Kinder von alleinerziehenden Eltern.

Die Tendenz zur Verwöhnung ist nicht zuletzt der veränderten Sicht des Kindes geschuldet, wie sie von Rousseau, Fröbel und insbesondere Freud geprägt wurde. Kinder, sagen viele reformpädagogisch gestimmte Psychologen, Lehrer und Erzieher, müssen ihre Bedürfnisse befriedigen und ihre Wünsche ausleben können. Nach ihrer Meinung haben Kinder ein Recht auf Selbstbestimmung und einen Anspruch auf Geld und Güter, die – wenn nicht erfüllt oder verweigert – schwerwiegende Schäden in Entwicklung und Verhalten hervorrufen können.

Die Folge der veränderten Vorstellungen und Verhältnisse ist, daß die Eltern ihre Kinder immer mehr verwöhnen und immer mehr behüten. Die Eltern wollen das Beste für ihr Kind und tun genau das Verkehrte. Sie wollen verhindern, daß ihrem Kind Übles widerfährt, ob nun im Straßenverkehr oder im Umgang mit Straßenkindern. Und sie wollen ihrem Kind auf jede nur erdenkliche Weise helfen, indem sie es übermäßig mit Spielzeug, Süßigkeiten und Taschengeld versorgen.

Doch das tut nicht gut. Aus täglicher Beobachtung wissen wir, daß unsere Kinder kaum noch belastbar sind. Sie sind immer weniger fähig, Einsatz und Ausdauer als Voraussetzung für Erfolg und Glück zu sehen; denn durch das verwöhnende Verhalten ihrer Eltern haben sie erfahren, daß sich Quengeln und Fordern auszahlt und daß ein Leben ohne Anstrengung und Leistung möglich ist.

Aber ein Leben durch Verwöhnung hat so unheilvolle Folgen wie ein Leben durch Vernachlässigung. Durch Verwöhnung – wie durch

Vernachlässigung – wird das Kind in seiner natürlichen Aktivität eingeschränkt und permanent entmutigt. Anfangs wehrt es sich noch. Es sagt: „Will nicht“ und „Kann allein“. Im Laufe der Zeit gibt es jedoch auf, Kraft, Energie und Stärke können sich nicht entwickeln, und eigene Interessen, Ideen und Vorstellungen haben keine Chance auf Verwirklichung.

Jetzt kommt ein Moment ins Spiel, das zumeist völlig übersehen wird. Die unterentwickelte Energie- und Kraftlosigkeit unserer Kinder führt nämlich auf Dauer zu Verwahrlosung, zu Aggression und letztlich zu Gewalt. Das scheint im ersten Moment erstaunlich, ist aber leicht erklärlich. Der Aktivitätsdrang der verwöhnten Kinder ist unbefriedigt und freischwebend. Der Mangel an wertvollen Herausforderungen führt zu einem Zustand, den Felix von Cube „aggressive Langeweile“ nennt. Die aggressive Langeweile kann bei jedem beliebigen Anlaß zum Ausbruch kommen. Sie besitzt die Tendenz zur Entwicklung einer immer höheren Anspruchshaltung. Können diese Ansprüche nicht erfüllt werden, kommt es zu weiterer Frustration und damit verstärkt zu Aggression. Man sieht: Verwöhnung hat einen hohen Preis. Sie produziert genau die Übel, die wir zu vermeiden suchen.

Was ist also zu tun? Zunächst einmal sollte man sich klar sein über den Unterschied zwischen Verwöhnung und Zuwendung. Zuwendung orientiert sich am anderen, an seinen Erwartungen, Möglichkeiten und Grenzen. Sie ist wohlwollend und ermutigend, auf Eigenverantwortung ausgerichtet. Verwöhnung dagegen tritt zwar im Gewande der Zuwendung auf, orientiert sich aber an den Bedürfnissen des Verwöhners. Ob nun kontinuierliches Fehlverhalten hingenommen wird, Hürden weggeräumt oder angenehme Gefühlszustände erzeugt werden, es geht immer um den Vorteil des Verwöhnenden, nicht um das Wohl des Kindes.

Die Verwöhnung hat für den Verwöhnenden die Funktion einer emotionalen Lebensversicherung. Der Satz: „Mein Kind ist mein Ein-und-alles“ zeigt, wo die Veränderung einzusetzen hat. Denn in der Erziehung zu einem mündigen Menschen geht es nicht um „mein Ein-und -alles“, sondern darum, die uns anvertrauten Kinder zu einem selbstbewußten,

eigenständigen Leben zu befähigen. Unser Kampf muß sich gegen unsere eigene starke Neigung wenden, unsere Kinder und Jugendlichen zu verwöhnen und zu verhätscheln, denn durch solches Tun wird wertvolle Aktivität blockiert und unnötige Hilfsbedürftigkeit produziert. Es wird der Weg zur Herrschsucht geebnet und der Weg zu mannigfachen Konflikten mit der Umwelt geöffnet.

Daher sei nicht die Verwöhnung, sondern die Zuwendung, nicht die „Lust ohne Anstrengung“, sondern die „Lust auf Anstrengung und Leistung“ unsere Devise. Denn nur „das wunderbare Gefühl rechtschaffener Erschöpfung“ erzeugt mehr als alles andere Zustände des Glücks, der Freude, des Stolzes. Versuchen wir – die Eltern, Lehrer und Erzieher – diese Glücksgefühle so oft und so intensiv wie möglich bei unseren Kindern hervorzurufen.

September 2000

Wozu ist die Schule da?

Für eine Pädagogik der Ermutigung

Wozu ist eigentlich die Schule da? Manche Schüler würden diese Frage flapsig beantworten und unverblümt sagen: „Zu nichts. Die Schule ist so unnötig wie ein Kropf, sie gehört abgeschafft.“ Doch beim längeren Nachdenken erkennen selbst diese jungen Skeptiker zumeist, daß dies nicht die ganze Wahrheit ist und daß die Schule eben nicht nur Anstrengung bedeutet und Streß bereitet, sondern daß sie durchaus auch ihre guten Seiten hat und Spaß und Freude machen kann.

Aber was denken Sie, die Eltern? Was erwarten Sie von Schule und Unterricht? Vor einigen Jahren war ich an einer Untersuchung beteiligt, die genau dieser Frage nachging. Die befragten Eltern hoben in ihren Antworten damals vor allem drei Punkte hervor:

- Kinder sollen sich in der Schule wohlfühlen und von den Lehrern geachtet, geschätzt und anerkannt werden.
- Schule und Unterricht sollen sich an den Bedürfnissen der Kinder und an der möglichst ganzheitlichen Förderung ihrer Persönlichkeit orientieren. Die Bereiche des „Herzens“ und der „Hand“ sollen ebenso berücksichtigt werden wie der Bereich des „Kopfes“.
- Die Schule soll ein Ort der möglichst umfassenden Vermittlung von Wissen und Können sein. Zugleich soll sie als Stätte eines möglichst intensiven Schullebens das Leistungs- und Arbeitsverhalten fördern und effektiv auf Leben und Beruf vorbereiten.

Ihnen, liebe Eltern, ist vielleicht noch die Diskussion um „Pisa“ im Ohr. Vor kurzem wurde die sog. „Pisastudie“ veröffentlicht und darin festgestellt, daß die deutschen Schüler im internationalen Vergleich beim Lesen, in Mathematik und in den Naturwissenschaften schlecht abgeschnitten hatten. Sie rangierten in dieser Studie weit hinter Japan, Korea, Finnland, Schweden, Kanada und Australien, aber auch hinter Island, Spanien und den Vereinigten Staaten.

Die deutschen Kultusminister, Bildungspolitiker und Schulexperten haben damals schnell auf die schlechten Ergebnisse von „Pisa“ reagiert.

Sie sind nach Finnland, Schweden und Kanada gereist und haben – angeblich – aufgrund der Erfahrungen dieser Länder eine Reihe von neuen Ideen und Vorstellungen entwickelt. Außer der Verbesserung der Kindergartenerziehung und außer dem Ausbau der Ganztageschule haben sie insbesondere zwei Maßnahmen öffentlich vorgetragen und zum Teil – so etwa in Baden-Württemberg – schon fest beschlossen:

- Festlegung nationaler Bildungsstandards. Damit sollen der Länderegoismus und Kulturföderalismus zurückgedrängt und die Bildungsziele und Inhalte innerhalb der Bundesrepublik angeglichen werden.
- Einführung von Tests und Prüfungen, die mindestens landesweit, möglichst aber bundesweit einheitlich sind. Durch sog. standardisierte Tests soll regelmäßig kontrolliert werden, ob die Schülerinnen und Schüler wirklich das gelernt haben, was sie nach den neuen Bildungs- und Lehrplänen gelernt haben sollten.

Nun bestreite ich nicht, daß allgemeine Standards und regelmäßige Lernkontrollen hilfreich, ja absolut notwendig sind. Alle Beteiligten: Schüler, Lehrer und Eltern – profitieren von der Durchführung von Klassenarbeiten und Klassentests. Die Schüler sehen, was sie wissen und können, die Lehrer merken, was sie ergänzen, vertiefen, wiederholen müssen, und die Eltern erfahren, wo ihre Kinder stehen und wo sie ihre Stärken und Schwächen haben.

Doch gegen die neuen Konzepte der Standardisierung möchte ich Einspruch erheben. Denn es ist meines Erachtens äußerst fraglich, ob nationale Bildungspläne und Zielvorgaben tatsächlich die Leistungen unserer Schüler erhöhen und ihr Arbeitsverhalten verbessern. Ist es nicht vielmehr so, daß nicht-strukturelle Rahmenbedingungen wie etwa förderliche Eltern, engagierte Lehrer, klare Aufgabenstellungen und wirksame Lernstrategien letztlich darüber entscheiden, wie hoch die Anstrengungsbereitschaft der Schüler und wie hoch ihr Lernerfolg ist? Genauso muß man sich fragen, ob es tatsächlich Sinn macht, die Zahl der landes- bzw. bundesweiten Tests über die bekannten Abschlußprüfungen in der 9. bzw. 10. und 13. Klasse hinaus zu erhöhen.

Wie der Volksmund sagt: „Nicht vom ständigen Wiegen wird das Schwein fatter, sondern nur vom regelmäßigen Füttern.“

Diese Neuerungen, wie sie im Namen von „Pisa“ von vielen deutschen Bildungs- und Kultusministerinnen vertreten werden, nützt weder unseren Kindern noch unserer Wettbewerbsfähigkeit. In der Tat glaube ich, daß nationale Curricula und nationale Tests uns nicht weiterhelfen, sondern daß beim Lernen etwas ganz anderes entscheidend ist. Nämlich, daß wir Eltern und Lehrer gemeinsam dahin wirken, in unseren Kindern und Schülern die Überzeugung wachsen zu lassen, daß sie schaffen und erreichen werden, was auch immer sie wollen, eben weil sie davon überzeugt sind, daß sie es schaffen und erreichen können. Um in Schule und Leben erfolgreich zu sein, müssen Kinder vor allem ein positives Selbstkonzept entwickeln und die starke Gewißheit haben, daß sie weitgehend die „Erzeuger ihrer selbst“ sind. Sie haben es – wenigstens zum großen Teil – selbst in der Hand, das zu werden und das zu vollbringen, was sie sich immer gewünscht und ersehnt haben.

Diese sog. „Selbstwirksamkeitsüberzeugung“ ist für die Entwicklung unserer Kinder zentral. Sie kann kaum überschätzt werden. Ich füge indes sofort hinzu, daß eine „Selbstwirksamkeitsüberzeugung“, die ohne Substanz und Gehalt ist, ein großes Übel und Unglück darstellt. Das Selbstbewußtsein muß eine reale Basis und solide Grundlage haben, sonst neigt es dazu, in Dünkel, Hochmut und Überheblichkeit umzuschlagen und sich auf Kosten etwa der Schwachen, Schüchternen und Empfindsamen zu stabilisieren.

In diesem Zusammenhang scheint mir noch ein Aspekt wichtig, denn er wird häufig übersehen. Wir dürfen unsere Kinder nicht durch maßlose Bestätigung, übermäßige Behütung oder materielle Verwöhnung verhätscheln, denn auch dann vergehen wir uns an den Kindern und unterstützen effektiv, daß sie Krisen und Probleme nicht zu bewältigen und daß sie Leistung und Anstrengung nicht als Voraussetzung für Glück, Erfolg und Wohlbefinden zu schätzen lernen.

Dennoch betone ich: zur Entwicklung eines gesunden Selbstwertgefühls gibt es keine Alternative. Noch so gute „Bildungspläne“, noch so

viele „Qualitätskontrollen“ erbringen nicht einen solch großen Ertrag wie die Förderung der „Selbstwirksamkeitsüberzeugung“. Diese bildet daher auch den Kern und das Fundament einer „Pädagogik der Ermutigung“, wie wir sie anstreben und in Schule und Internat zu verwirklichen suchen.

Wozu ist die Schule da? Das war meine Ausgangsfrage. Und meine Antwort lautet: Wir müssen unsere Mädchen und Jungen so weit wie möglich ermutigen und sie erfahren lassen, daß sie weit mehr können, als andere denken und sie selbst glauben. Dann fühlen sie sich an der Schule wohl und besitzen die Voraussetzung, ihre Talente und ihre Persönlichkeit zielgerichtet zu entwickeln und ganzheitlich die Kenntnisse und Fähigkeiten zu erlernen, die zu einem produktiven und gelungenen Leben notwendig sind.

Mit diesem Fazit stehe ich teilweise im Gegensatz zum bildungspolitischen Trend, stimme aber – und das ist mir viel wichtiger – grundsätzlich mit dem überein, was Sie, die Eltern, zumindest nach der anfangs zitierten Umfrage, von Schule und Unterricht erwarten. Arbeiten wir gemeinsam daran, daß unsere Jungen und Mädchen die Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten, die wir ihnen an der Schloß-Schule bieten, auch wirklich nutzen und tatsächlich ausschöpfen.

September 2002

Natürlich hat Kant recht

Über Grenzen, Regeln und soziales Lernen

Der Mensch ist ein weltoffenes Wesen, befähigt und genötigt, sich die Welt selbsttätig zu erschließen und zu gestalten. Im Gegensatz zum Tier, so sagen uns die Biologen, Psychologen und Pädagogen, ist unser Verhalten nicht einfach durch die Natur vorgegeben und nicht eindeutig durch Triebe, Instinkte und Anlagen festgelegt. Unsere Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln sich nicht von allein und nicht von selbst. Sie bedürfen der Entfaltung, Ausbildung und Entwicklung. Das Mittel dazu ist die planvolle Erziehung des Menschen durch den Menschen.

Immanuel Kant, der große Königsberger Philosoph, hat der Erziehung vier Aufgaben zugeschrieben, die sie vor allem zu erfüllen und zu bewältigen hat, nämlich die *Disziplinierung* („Bezähmung der Wildheit“), die *Kultivierung* („Erwerb von Bildung“), die *Moralisierung* („Erzeugung von Sittlichkeit“) und die *Zivilisierung*. Mit *Zivilisierung* meinte Kant die Ausbildung von Anschauungen, Einstellungen und Haltungen, die den Menschen zum toleranten, geselligen und friedfertigen Umgang mit anderen Menschen befähigen.

Bei der *Zivilisierung* geht es also nicht – wie etwa bei der *Kultivierung* – um die Vermittlung von wertvollen Kulturinhalten und nützlichen Kulturtechniken, sondern um die Entwicklung von sozialen Normen, Werten und Verhaltensweisen, wobei der Prozeß der *Zivilisierung* darauf ausgerichtet ist, daß der Mensch – um der Mitwelt, aber auch um seinetwillen – Schritt für Schritt lernt, seine urwüchsigen Triebe, Leidenschaften und Begierden zu disziplinieren, zu kontrollieren und zu kanalisieren.

Natürlich hat Kant recht: Kinder kommen mit Bedürfnissen und Trieben zur Welt, jedoch nicht mit Vorstellungen darüber, wie das soziale Miteinander und konfliktarme Zusammenleben der Menschen funktioniert. Ihre elementaren Bedürfnisse müssen zunächst befriedigt werden, damit sie überleben und Sicherheit, Vertrauen und Geborgenheit

gewinnen können. Dann müssen sie aber auch *zivilisiert* werden und begreifen lernen, daß es Menschen mit anderen Bedürfnissen, Wünschen und Interessen gibt, die ebenso berechtigt sind wie die eigenen.

Dies ist ein schwieriger und langwieriger Prozeß, der nicht ohne Frust, Schmerz und Tränen abgeht. Denn die Grenzen und Regeln, die von Eltern gesetzt, von Lehrern und Erziehern aufgestellt und eingefordert werden, schränken zunächst einmal die Spontaneität der Kinder ein und hemmen ihren natürlichen Drang nach Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung.

Kinder wollen – und können – nicht sofort einsehen, daß Grenzen und Regeln ihren guten Sinn haben: daß sie vor Gefahren, Abenteuern, Risiken bewahren, daß sie Halt, Orientierung, Sicherheit geben, daß sie das soziale Zusammenleben erleichtern, den Entscheidungsstreß verringern und die Entwicklung von guten Gewohnheiten und von Routinen befördern, die Zeit, Kraft und Energie frei machen für die wirklich wichtigen Dinge im Leben.

Wir wissen es alle: Spontaneität und Kreativität sind wertvolle und wünschenswerte Eigenschaften, die jeder Mensch besitzen und einsetzen sollte. Aber wenn sich die Spontaneität und Kreativität eines Menschen darin erschöpft, dauernd neue Normen, Regeln und Ausnahmen zu erfinden, weil es ihm plötzlich in den Sinn kommt oder momentan in den Kram paßt, dann wird das Miteinander zur Qual, die Fürsorge zur Belastung und die Erziehung zur Farce.

Wie leicht und angenehm kann dagegen das Zusammenleben in Familie, Schule und Internat sein, wenn die Grundregeln der Höflichkeit, der Rücksichtnahme, der Hygiene anerkannt und eingehalten werden, ohne daß jedesmal über Wert und Nutzen von Anstand, Ordnung und Selbstdisziplin debattiert und über Fernseh-, Computer- und Zubettgehzeiten diskutiert werden muß.

Doch das Leben ist oft nicht so einfach und angenehm. Kinder akzeptieren die Grenzen und Regeln nicht immer und reagieren häufig mit Wut, Trotz und Widerstand, wenn ihr ungehöriges Benehmen, ihr unakzeptables Verhalten geahndet werden soll. Und die Erwachsenen

– Lehrer wie Eltern – wissen nicht immer, was sie bei Regelverstößen und Normenübertretungen unternehmen sollen.

- Sie denken: Kinder müssen frühzeitig selbst entscheiden können, was sie tun und lassen dürfen.
- Sie denken: wenn ich meine Kinder maßregele und bestrafe, dann verliere ich ihre Liebe und Zuneigung.
- Sie denken: ich habe keine Zeit und keine Lust, mich dauernd mit ihrer Unordnung, Unzuverlässigkeit und Ungezogenheit auseinanderzusetzen; es geht schneller und streßfreier, wenn ich ihre freche Bemerkung überhöre, ihre Unpünktlichkeit übersehe und ihr chaotisches Zimmer selbst aufräume.

Alle diese Denk- und Verhaltensweisen sind nachvollziehbar und menschlich verständlich, aber letztlich nicht richtig und pädagogisch nicht stimmig, denn sie vernachlässigen zumindest drei Aspekte:

- Kinder wollen den Widerstand der Erwachsenen, weil sie in ihrem Innersten wissen, daß es keine absolute Freiheit und keine grenzenlose Selbstbestimmung gibt. Zuviel Freiheit kann auch Angst machen und Lähmung erzeugen.
- Kinder wollen die Auseinandersetzung mit den Erwachsenen, weil sie dann merken, daß sie als Mensch und Person angenommen und mit ihren individuellen Ansichten, Interessen und Bedürfnissen ernstgenommen werden.
- Und schließlich erzeugen und bestärken wir mit unserem Nachgeben, Gewährenlassen und Selbermachen – übrigens aber auch mit der entgegengesetzten Strategie, also mit Strenge, Rigidität und Unnach-sichtigkeit – all die Verhaltensweisen, die wir an sich bekämpfen und überhaupt nicht haben wollen: nämlich die Arroganz, die Aggressivität, die Anspruchs- und Konsumhaltung unserer Kinder.

Um es deutlich zu sagen: ich bin tatsächlich der Meinung, daß der autoritär-rigide Erziehungsstil – genauso wie der freiheitlich-gewährende Erziehungsstil – langfristig keine Handhabe bietet, um unsere Kinder zu *zivilisieren* und sie mit sozialen Tugenden und sozialen Kompetenzen auszustatten. Denn beide Erziehungsstile greifen

nicht weit genug. Sie lassen entweder die notwendige Bestimmtheit oder die notwendige Zuwendung – kurz gesagt: die „liebevollen Konsequenz“ – vermissen, die allein – wenn überhaupt – zum Ziele führen kann.

Warum ich heute über *Zivilisierung*, über die Bedeutung von Grenzen und Regeln in der Erziehung spreche, das hat seinen guten Grund. Denn wir beobachten nicht ohne Sorge, daß die Vorstellungen von Schülern, Eltern und Lehrern über das Zusammenleben in Schule und Internat zunehmend auseinandergehen. Es besteht unter den Beteiligten z.B. nicht immer Übereinstimmung darüber, welche Regeln und Normen wichtig und welche verhandelbar sind, wie ihre Einhaltung sichergestellt und wie ihre Übertretung sanktioniert werden soll.

Die Zeiten sind auch nicht eben einfach. Sie haben sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert, auch in der Erziehung. Die Kindheit wird immer mehr als eine besondere Kostbarkeit angesehen, die möglichst lange bewahrt, behütet und vor Unbilden jeder Art geschützt werden muß, damit keine schlimmen Erfahrungen, keine traumatischen Erlebnisse entstehen, die zu seelischen Verletzungen, zu ernstesten Schäden führen und die Kindheit – und womöglich das ganze Leben – überschatten.

Die – übrigens mit Rousseau und der Französischen Revolution beginnende – neue Sicht der Kindheit ist zweifellos richtig und unbedingt beizubehalten. Sie beinhaltet allerdings auch eine große Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist. Die Gefahr zeigt sich zum Beispiel daran, daß die Eltern zunehmend schon bei den geringsten Anlässen in Schule und Internat intervenieren, ihre Kinder sofort und impulsiv in Schutz nehmen und deren Fehlverhalten möglichst lange zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchen.

Die Kinder wissen natürlich um die Einstellung ihrer Eltern und rufen – per Handy – spontan und voller Zuversicht zu Hause an, wenn ihnen eine Aufgabe und Anweisung nicht paßt, wenn sie einen Wunsch und Plan durchsetzen oder eine Strafe und Anstrengung vermeiden wollen.

Die spontane Intervention der Eltern und die gezielte Instrumentalisierung der Eltern durch ihre Kinder gehören zu den Mechanismen und Verhaltensweisen, die tatsächlich häufiger auftreten, als man gemeinhin annimmt. Sie sind begreiflich und legitim, aber nicht immer pädagogisch hilfreich. Wir müssen sie kennen und zu minimieren suchen, wenn wir die Erziehung unserer Kinder positiv beeinflussen und gestalten wollen. Denn der Prozeß der *Zivilisierung*, die Entwicklung von sozialen Tugenden, aber auch die Ausbildung von Fähigkeiten wie der Kontrolle von Impulsen, Trieben und spontanen Reaktionen kann nur dann gedeihlich und erfolgreich verlaufen, wenn wir alle: Eltern, Lehrer und Erzieher – an einem Strang ziehen und uns nicht gegenseitig behindern und ausspielen lassen.

April 2003



Wie wird man glücklich?

Plädoyer gegen den permissiven Erziehungsstil

Die Jugend ist ein beliebtes Forschungsobjekt und wird immer wieder untersucht. Vor allem in den sog. „Shell-Studien“ berichten die Sozialwissenschaftler aus Bielefeld und München regelmäßig, welchen Trends und Wandlungen die Jugend in Deutschland gerade unterliegt.

In den neunziger Jahren, so Heike Scholl, hörten sich die Shell-Studien wie „Expeditionsberichte aus fremden, exotischen Ländern“ an. Seltsame Völker und Gesellschaften wurden entdeckt und mit sichtlicher Lust am Außergewöhnlichen geschildert. Man fand Punker mit Irokesenschnitt und Popper mit Kaschmirschals. Man beschrieb Aussteiger, Computer-Freaks, Hausbesetzer, Greenpeace-Aktivisten. Die Welt der Jugendlichen erschien wie ein weit entfernter Kontinent, mit dem eine Kommunikation und Verbindung nur schwer herzustellen war.

Von exotischen Wesen kann heute nicht mehr die Rede sein. Nach der neuesten Shell-Studie nehmen die Jugendlichen keine ideologische Protest- und Verweigerungshaltung ein. Das Motto lautet: „Aufsteigen statt Aussteigen“. Vor allem in ihrem Leistungs- und Karrieredenken, ihrem Streben nach Macht und Einfluß unterscheiden sie sich kaum noch von dem Großteil ihrer Eltern. Sie sind als „pragmatische Idealisten“, „selbstbewußte Macher“ und „robuste Materialisten“ in der Mitte der Gesellschaft angekommen. „Tolles Aussehen, neue Technik und teure Markenkleidung“ stehen bei ihnen hoch im Kurs. Sie leben zu meist Zuhause, im „Hotel Mama“, und haben mit ihren Eltern bemerkenswert wenig Streß. Im Vergleich zu früher scheint es heute kaum noch Meinungsverschiedenheiten über Fragen des Konsums, des Verhaltens, der Erziehung zu geben. Die Generationen sind sich wieder nähergekommen. Wo früher Funkstille, Abwehr und Widerstand herrschte, existiert jetzt Friede, Harmonie und Austausch.

Wie ist dieser Einstellungswandel von Ausstieg und Protest zu Eintracht und Konformität zu erklären? Wer ist dafür mehr verantwortlich – die Jugendlichen oder die Eltern?

Leider haben weder die Pisa-Studie noch die Shell-Studie die gegenwärtige Eltern- und Erwachsenengeneration demoskopisch untersucht. Doch eine Vermutung liegt nahe: die Jugendlichen haben sich nicht nur den Vorstellungen und Werten ihrer Eltern angepaßt; vielmehr haben auch die Erwachsenen ihre Einstellung geändert und erfüllen zunehmend die Freiheits- und Gleichheitsansprüche, die ihre Kinder in materieller und in emotionaler Hinsicht an sie richten.

Um zwei – zugegebenermaßen extreme – Beispiele zu nennen: manche Mütter rauchen gemeinsam mit ihren 12-jährigen Töchtern Zigaretten, tauschen ihre Hosen und T-Shirts und absolvieren zusammen mit ihnen gleiche Diäten und Schlankheitskuren; und manche Väter schreiten nicht korrigierend ein, wenn ihre minderjährigen Söhne Alkohol trinken, Schulden machen und unentschuldig von Zuhause fernbleiben.

Viele Erwachsene haben ein überaus kulantem, ja kumpelhaftes Verhältnis zu ihren Kindern. Sie wollen zufriedene, friedliche, glückliche Kinder. Um dieses Ziel zu erreichen, orientieren sie sich immer öfter an den Vorstellungen der kind-fixierten Antipädagogik und an den Postulaten einer – falsch verstandenen – Psychoanalyse. So betrachten sie ihre Kinder als Freunde, Vertraute, gleichberechtigte Partner und bemühen sich verzweifelt, bei ihnen keine Triebe zu unterdrücken, keine Frustrationen zu erzeugen und keine Traumata zu verursachen.

Aus diesen Gründen, aber auch aus Konfliktscheu, Bequemlichkeit und falsch verstandener Liebe wagen sie es nicht, Grenzen zu setzen, Konsequenzen zu ziehen und Autorität zu zeigen. Im Unterschied zu ihren Kindern, die den Erziehungsstil der Erwachsenen zu 90 Prozent gutheißen, sind viele der heutigen Eltern und Erzieher von dem Willen beseelt, ihre Kinder anders und das heißt: freier, selbstbestimmter, permissiver zu erziehen, als sie selbst erzogen wurden.

In der Shell-Studie wird dieser Befund von der Eintracht der Familie und von der Zufriedenheit der Kinder mit ihren Eltern als pädagogischer Fortschritt betrachtet. Er sei, so heißt es, Ausweis eines demokratischen, freiheitlichen Erziehungsklimas, das mehr als alles andere

dazu beitrage, die Ausbildung von Toleranz, Selbständigkeit und Friedfertigkeit zu fördern.

Ich habe nichts gegen Freiheit, Gleichheit und Selbstbewußtsein – im Gegenteil. Aber die übertriebene Fixierung auf das einzelne (eigene) Kind, wie sie sich zunehmend in der Elternschaft verbreitet, hat „kräftige“ Egoisten und „robuste“ Materialisten hervorgebracht und eine Revolution in Gang gesetzt, die das traditionelle Erziehungsverhältnis auf den Kopf zu stellen droht. Kurz: es besteht die Gefahr, daß nicht mehr die Eltern ihre Kinder, sondern umgekehrt, daß die Kinder ihre Eltern erziehen.

Mit dieser These und mit der Sorge, die darin zum Ausdruck kommt, bin ich nicht allein. Elisabeth Noelle-Neumann, die Leiterin des Demoskopischen Instituts in Allensbach, betreibt seit langem die sog. „Glücksforschung“ und verfolgt damit ein Programm, das sich wesentlich von dem der Jugendforscher aus Bielefeld und München unterscheidet. Professor Noelle-Neumann fragt nicht, wie die Wissenschaftler der Shell-Studie: „Was ist ‚in‘ und was ist ‚out‘?“, sondern sie fragt: „Was macht Sie glücklich?“ Und: „Wie sind Sie geworden, wie Sie sind?“ Mit dieser Fragestellung kommt sie zu ganz anderen Ergebnissen als die Vertreter der Shell-Studie. Drei Punkte seien genannt:

- Während der letzten Jahrzehnte hat sich in der Bundesrepublik eine „Linksverschiebung“ der Werte vollzogen. Noelle-Neumann meint damit, daß „rechte“ Werte wie individuelle Freiheit, Eigeninitiative und Übernahme von Verantwortung an Bedeutung abgenommen und „linke“ Werte wie Gleichheit, soziale Sicherheit und Geborgenheit an Bedeutung zugenommen haben.
- In der gleichen Zeit, in der „linke“ Werte an Bedeutung gewannen, hat sich die Zahl der Menschen verringert, die sich als „glücklich“ bezeichnen. Die Übernahme von „linken“ Werten, hebt Noelle-Neumann hervor, sei für das Entstehen von „Glück“ notwendig, dürfe aber nicht einseitig auf Kosten der „rechten“ Werte erfolgen.
- „Glückliche“ Menschen geben auf die Frage, wie sie erzogen wurden, zwei Antworten. Sie sagen einerseits: „Meine Eltern waren sehr

liebevoll.“ Andererseits betonen sie: „Meine Eltern waren sehr streng.“ „Linke“ und „rechte“ Werte müssen also zur Balance gebracht werden. „Das liebevoll-strenge Verhältnis zwischen Eltern und Kindern“, resümiert Noelle-Neumann, „ist die beste Voraussetzung, um später ein gutes, ein glückliches Leben zu führen.“

Frau Noelle-Neumann hat noch einen Hinweis gefunden, daß die gegenwärtige Erwachsenengeneration einer falschen Freiheits- und Gleichheitspädagogik anhängt. Sie fragte Eltern: „In welchen Bereichen versuchen Sie, Ihre Kinder zu beeinflussen?“ Hier ergab sich folgendes Bild: während sich Eltern und Erzieher bemühen, bei äußeren Dingen wie Tischmanieren und Zimmerordnung auf die Einhaltung zu achten, versuchen sie im Intimbereich, etwa bei der Frage: was ihre Kinder glauben, was sie lesen, mit wem sie befreundet sind – also dort, wo es ernst wird, keinen Einfluß auf ihre Kinder zu nehmen. Diese Art der Laissez-Faire-Pädagogik ist – zusammen mit der ebenso problematischen Verwöhnungspädagogik – auf dem Vormarsch und das Gegenteil von dem, was Kinder brauchen.

Wie wird man glücklich? hatte ich eingangs gefragt, und meine Antwort lautet: Um glücklich zu werden, benötigen Kinder und Jugendliche vor allem dreierlei:

- Sie brauchen Eltern und Erzieher, die sich nicht entmündigen lassen, die den Konflikt nicht scheuen und auf diese Weise fundamentale Dinge wie Orientierung, Verantwortung, Selbstvertrauen, Verhaltenssicherheit vermitteln.
- Sie brauchen die Auseinandersetzung mit den Eltern und Erziehern, weil sie hier intensiver als sonst erfahren, daß man sie mit ihren Ideen und Problemen ernst nimmt und ein wirkliches Interesse an ihrer Person und ihrer Entwicklung hat. Und schließlich
- Kinder und Jugendliche brauchen *keine* Eltern und Erzieher, die sich anbiedern und alles zu verstehen suchen, die sich dem – zweifellos mühsamen – Erziehungsgeschäft entziehen und nicht korrigierend und kontrollierend eingreifen, wenn die Kinder aus dem Ruder zu laufen drohen.

Halten wir also alle: Eltern, Lehrer und Erzieher – Abstand zum permissiven, anti-autoritären Erziehungsstil, bei dem weder geführt noch begleitet wird und bei dem weder Motivation noch Normen, Werte und Selbstdisziplin vermittelt werden. Starke *und* glückliche Kinder werden es uns – wenn nicht sofort, so doch in Zukunft – lohnen.

September 2003

Ohne Fleiß kein Preis

Jugend in der Krise

Jugend ist, wir wissen es alle, die Phase im Lebenslauf, die zwischen Kindheit und Erwachsenenwelt liegt. Sie dehnt sich aufgrund beschleunigter Reifung und verlängerter Schul- und Studienzeiten immer weiter nach vorne und hinten aus und sorgt aufgrund zunehmender Konsumorientierung und steigenden Selbstbewußtseins mehr als jede andere Entwicklungsphase bei Eltern, Lehrern und Erziehern für Aufregung und Verwirrung, Kummer und Schmerz.

Die Soziologen beobachten die Veränderungen, die sich bei den Jugendlichen in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen haben, mit großer Aufmerksamkeit. Einige Ergebnisse der neueren Forschung möchte ich Ihnen vorstellen. Es geht mir dabei insbesondere um die Einstellung der Jugendlichen zu Schule und Unterricht. So haben die Soziologen z. B. herausgefunden, daß sich die Mädchen und Jungen im Alter von 12 bis 20 Jahren heute – vereinfacht gesagt – in zwei, praktisch gleich große Gruppen einteilen lassen:

- die eine Gruppe ist *zukunfts- und bildungsorientiert*: diese Jugendlichen vertrauen darauf, daß sie in der Schule durch die Vermittlung von Wissen und durch die Vergabe von Zeugnissen angemessen auf das Berufs- und Erwachsenenleben vorbereitet werden.
- die zweite Gruppe ist *gegenwarts- und freizeitorientiert*: die Anhänger dieser Richtung betrachten die Schule in erster Linie als eine Art C-Haus oder Jugendtreff, wo nicht Leistung und Bildung, sondern das allgemeine Wohlbefinden im Zentrum des Erlebens steht.

Sie ahnen: Die Einstellung der Jugendlichen zum schulischen Lernen hat sich langsam, aber radikal gewandelt. Die Schule, früher unbestritten ein Ort des Unterrichts und der Lebensvorbereitung, wird heute von ca. 50 Prozent der Jungen und Mädchen vornehmlich als „notwendiges Übel“ betrachtet, das einerseits zu ertragen und durchzustehen ist, andererseits eine nicht zu missende Gelegenheit bietet, Kontakt, Beziehung und Freundschaft zu pflegen.

Die Dramatik dieses Einstellungswandels ist nicht zu überschätzen. Immer weniger Jugendliche sehen den Sinn von Schule und Unterricht ein; und immer mehr Jugendliche betrachten Unterricht und Lernen als störende Unterbrechung von Konsum und Freizeit. Die Legitimation der Schule als wertvolle Bildungs- und Erziehungsanstalt wird von ihnen erschreckend oft bestritten, was sich in vielen Umfragen nachweisen läßt. Um nur ein weiteres Umfrageergebnis zu nennen: 1962 gingen noch 80% der Mädchen und 70% der Jungen „gern“ oder „sehr gern“ in die Schule; dreißig Jahre später waren es bei beiden Geschlechtern keine 40% mehr, die Freude am schulischen Lernen hatten. Unsere eigenen Beobachtungen deuten übrigens in die gleiche Richtung: die Zahl der „Minimalisten“, d. h. der Jugendlichen, die schulisch nur das Nötigste tun, ist stetig im Steigen begriffen.

Nicht alle Befunde sind indes so negativ. Auch heutzutage erachten nach einer anderen Untersuchung rund 90 Prozent der Jugendlichen einen „guten Schulabschluß“ für „sehr wichtig“, und rund 80 Prozent der Jugendlichen halten „Bildung“, „Leistung“ und „Verantwortung“ für Angelegenheiten, die höchste Bedeutung für das spätere Leben besitzen.

Doch ganz zu überzeugen vermögen mich diese Zahlen nicht – im Gegenteil: gründlichere Studien offenbaren, daß das Bekenntnis unserer Jugendlichen zu Bildung, Leistung und Verantwortung – wie bei uns Erwachsenen auch – oft nur Lippenbekenntnisse sind, denen keine entsprechenden Taten folgen, ja gar nicht folgen können, weil die dazugehörigen Tugenden wie Ordnungsliebe, Höflichkeit, Pünktlichkeit, Fleiß, Gehorsam ziemlich „out“ und überhaupt nicht „cool“ sind. Besonders bedenklich finde ich, daß sich die deutschen Jugendlichen in dieser Hinsicht erheblich von ihren europäischen Altersgenossen unterscheiden. Das zeigt eine internationale Vergleichsuntersuchung von 2001 mit schockierender Deutlichkeit:

- *Gehorsam*: wird in Deutschland zu 15%, im europäischen Durchschnitt zu 30% als wichtiger Wert angesehen
- *Fleiß, hart arbeiten*: Deutschland 22%, europäischer Durchschnitt 53%

- *sich in eine Ordnung einfügen, sich anpassen*: Deutschland 40%, europäischer Durchschnitt 60%

Die hier angesprochenen sog. „bürgerlichen Tugenden“ kommen also in der deutschen Erziehungspraxis vielfach nicht mehr vor. Nach den Erfahrungen der Nazi-Zeit gelten sie weithin als „sekundär“, ja potentiell gefährlich, weil sich mit ihnen – wie Oskar Lafontaine seinerzeit meinte – auch Konzentrationslager erfolgreich führen lassen. Das ist zu kurz gedacht. Entscheidend ist die Tatsache, daß der Mangel an gültigen Konventionen, an Höflichkeit, Ordnung und Selbstdisziplin das Leben zu einem mühsamen Geschäft macht, das von allen Beteiligten unnötig viel Kraft, Zeit und Energie verlangt.

Was ist zu tun? Was müssen wir unternehmen, damit die Schule als Bildungseinrichtung wieder gestärkt wird und daß die bürgerlichen Tugenden als notwendige Voraussetzungen eines verlässlichen, weniger aufreibenden Miteinanders wieder mehr Anerkennung finden? Ich glaube, wir alle: Eltern, Lehrer und Erzieher – müssen unseren Erziehungsstil zum großen Teil fundamental ändern. Plakativ gesagt: wir brauchen wieder eine Tendenzwende in der Erziehung.

Sie erinnern sich vielleicht: in den sechziger, siebziger Jahren sprach man schon einmal von einer Tendenzwende. Damals wurden die Kinder von lästigen Zwängen und Umgangsformen befreit, und – in der Nachfolge von Freud und Summerhill – erklärten Pädagogen und Psychologen die „Bedürfnisbefriedigung“ als den Königsweg zu Selbstverwirklichung, zu Demokratie und gesellschaftlicher Emanzipation. An die Stelle der traditionellen, sog. „autoritären“, Erziehung traten nun im wesentlichen zwei neue Erziehungsstile, die auch heute noch – in Elternhaus und Schule – überwiegen:

- der *permissive Erziehungsstil*: hier nimmt sich der Erwachsene weitgehend zurück und läßt die Kinder mit losen Zügeln einfach laufen, weil er die Selbstregulierungsfähigkeit der Kinder schätzt oder weil er die mühsame Erziehungsarbeit scheut.
- der *verwöhnende Erziehungsstil*: hier übernimmt der Erwachsene eine aktive Rolle, indem er nicht nur die elementaren Bedürfnisse,

sondern auch die spontanen Wünsche der Kinder erfüllt, so daß er allzu oft zum Spielball und Sklaven ihrer Lust und Launen wird.

Beide Erziehungsstile sind Irrwege, weil sie durch fehlende oder durch falsche Aktivitäten von Eltern oder Erziehern effektiv verhindern, daß Kinder und Jugendliche soziales Verhalten erlernen und gute Gewohnheiten ausbilden können. Ich plädiere statt dessen für ein Erziehungskonzept, das die Kinder weder laufen läßt noch verwöhnt oder unterdrückt. Man könnte es – mit Klaus Hurrelmann – den *autoritativ-partizipativen Erziehungsstil* nennen. Was ist damit gemeint? Drei, eng aufeinander bezogene Komponenten spielen hier eine Rolle:

- *Anerkennung*: d. h. Wärme und Zuwendung geben, aber auch Trost und Ermutigung spenden, ohne dabei allerdings erdrückend oder unglaublich zu wirken.
- *Anregung*: d. h. Impulse und Anstöße geben, aber auch konkrete Angebote machen, ohne die Kinder jedoch auf Leistung zu trimmen oder mit einer Vielzahl von Aktivitäten zu überfordern.
- *Anleitung*: d. h. Normen und Verhaltensweisen festlegen, aber auch – positive und negative – Sanktionen vereinbaren, um ein respektvolles und regelbewußtes Miteinander zu gewährleisten.

Bisher haben wir vornehmlich die ersten beiden Punkte dieses Erziehungsdreiecks, nämlich Anerkennung und Anregung, beachtet und mehr oder weniger konsequent verwirklicht. Was können wir an der Schloß-Schule tun, damit auch der dritte Punkt – die Anleitung – wieder den ihr gebührenden Platz erhält?

Im vergangenen Jahr haben wir in verschiedenen Gremien und Konferenzen, oft auch zusammen mit Eltern und Schülern, über diese Frage nachgedacht und haben uns für das laufende Schuljahr zwei (inzwischen abgeschlossene) Projekte vorgenommen:

- Die Formulierung einer *Schulverfassung*, die in wenigen Sätzen festlegt, welches Verhalten von jedem Mitglied der Schloß-Schule erwartet wird, so daß das Miteinander sinnvoll geregelt und das Zusammenleben wesentlich erleichtert ist.

- Den Ausbau eines Programms, das sich mit dem Schlagwort „*Erziehung zur Verantwortung*“ charakterisieren läßt. Im Kern geht es darum, die Schülermitverantwortung zu stärken, indem die SMV, der Internatsrat, die Patenschaften, die Streitschlichter und andere alte oder neu einzurichtende Ämter und Dienste wie etwa die Energie- und Umweltbeauftragten zu Organen werden, die die Schüler aktivieren und das Schulleben bereichern.

Ich bin der festen Überzeugung: Wenn wir neben der „Erziehung durch Ermutigung“ auch die „Erziehung zur Verantwortung“ wieder mehr stärken, zudem den Unterricht klar, einsichtig und so interessant und lebendig wie möglich gestalten, dann gelingt es uns auch, die Phase der Jugend und Pubertät weniger stürmisch und kummervoll zu erleben, als wir es gegenwärtig oft mit unseren Kindern tun.

September 2004

Kinder an die Macht?

Über Partnerschaft in der Erziehung

Unsere Vorstellung von Erziehung hat sich in den letzten Jahrzehnten radikal gewandelt. Dieser Wandel kann in seinem Ausmaß und in seiner Bedeutung kaum überschätzt werden. Er kam langsam, aber nicht auf leisen Sohlen. Er wurde durch eine öffentliche Diskussion vorangetrieben, die der Freiheit, Emanzipation und Selbstverwirklichung höchste Priorität einräumt, aber auch die Frage provoziert: Brauchen Kinder heutzutage eigentlich noch Erziehung?

Worum geht es konkret? In der klassischen pädagogischen Literatur wird der Raum der Erziehung oft als Garten beschrieben. Sie kennen den Begriff des „Kindergartens“, den Friedrich Fröbel im 19. Jahrhundert prägte. In Fröbels Kindergarten folgen Jungen und Mädchen dem Gesetz der Reifung und wachsen unter der Obhut eines umsichtigen Gärtners wie Blumen, Bohnen und Birnen nach einem bestimmten Bauplan heran. Fröbels Konzept ist linear und progressiv angelegt. Es kennt nur Aufstieg und Steigerung und sieht keinen Abstieg, kein Scheitern vor.

Das Bild vom Erzieher als Gärtner ist nach wie vor populär, weil es die Vorstellung nährt, daß Kinder natürlich aufwachsen können und nur gelegentlich gegossen und gegen Ungeziefer und Feinde geschützt werden müssen, um reiche Früchte zu tragen.

Im allgemeinen wissen wir es jedoch besser: Der überschaubare Garten, in dem Wachstum und Fortschritt komplett kontrolliert werden kann, ist – genauso wie der berühmte Nürnberger Trichter – eine Schimäre. Die Entwicklung des Kindes verläuft nicht – und verlief nie – gradlinig. Sie ist unstet, unsicher und dauernd gefährdet. Niemand kann das Ergebnis voraussagen. Die Möglichkeiten der Kontrolle und Steuerung sind begrenzt. Kinder lassen sich nicht unter Quarantäne stellen. Sie klettern immer wieder über den Zaun und machen jenseits des behüteten Gartens Erfahrungen, die wir nicht unbedingt wünschen, die wir aber auch nicht verhindern und unterbinden

können und die meistens – Gott sei Dank – auch keinen bleibenden Schaden anrichten.

Die Vorstellung von Zwang und Begrenzung paßt zudem nicht recht in unser heutiges demokratisches Weltbild. Die Einschränkung der Freiheit – in welcher Art und aus welchem Grund auch immer – ist in unserer auf Autonomie und Unabhängigkeit bedachten Gesellschaft verpönt. Zwar nehmen in der gegenwärtigen Diskussion Erziehungsfragen einen breiten Raum ein. Daß Kinder Grenzen brauchen, ist ebenso in aller Munde wie der Ruf danach, daß wieder mehr erzogen werden muß. Aber die Forderung nach Selbstdisziplin, wie sie etwa Bernhard Bueb von Salem vertritt, trifft auf eine mächtige, ja übermächtige Gegenströmung.

In der Tat gelten Kinder und Jugendliche bei vielen Eltern, Lehrern und Erziehern heute als „Experten ihres Lebens“. Ähnlich wie Fröbels Konzept des steten Wachstums enthält die neue Theorie des pädagogischen Konstruktivismus die Vorstellung einer inneren Entwicklungslogik, die sich von außen kaum noch beeinflussen läßt. Die Kinder sind danach „Konstrukteure ihrer sozialen Wirklichkeit“ und „autonome Schöpfer ihrer selbst“. Sehr früh verfügen sie über erhebliche geistige Fähigkeiten und soziale Kompetenzen. Ihnen wird zugetraut, daß sie ihr Leben weitgehend selbst bestimmen und eigenverantwortlich regeln. Sie können und sollen allein darüber entscheiden, wann sie aufstehen, wann sie zur Schule gehen, wann sie Hausaufgaben machen. Selbst in kritischen Lebenssituationen sind sie anscheinend nicht auf die Hilfe der Erwachsenen angewiesen.

Nach dieser Erziehungsvorstellung, die weit über Fröbel hinausgeht und modellhaft in den Berliner Kinderläden institutionalisiert ist, sollen die Kinder nicht nur frei und ungebunden, sie sollen auch gleich und gleichberechtigt sein. Eltern, Lehrer und Erzieher behandeln die Kinder demnach nicht als heranwachsende, zu erziehende Menschen, sondern als gleichgestellte Freunde, Kameraden, Partner. Wie sie selbst dürfen ihre Kinder schon frühzeitig – wenn sie denn wollen – rauchen, trinken, ausgehen, wegbleiben und alle Freuden des Lebens genießen.

Die generationellen Unterschiede sind weitgehend eingeebnet. Einen Gärtner gibt es nicht. Jung und Alt stehen unter demselben Gesetz und haben die gleichen Rechte und Ansprüche.

Werden Freiheit und Gleichheit auf diese Weise absolut gesetzt, dann tauchen zumindest zwei Probleme auf. Zum einen schrumpft die Erziehung und der Erwachsene zu einem peripheren Phänomen. Jede pädagogische Intervention ist nur noch ein unverbindliches Angebot, das von den Kindern angenommen, abgelehnt, erweitert, verändert werden kann. Zum anderen schwindet der Generationsunterschied. Doch Erziehung lebt nun einmal von der Differenz. Die Anerkennung von Generationsunterschieden ist die Voraussetzung, daß Entwicklung überhaupt stattfinden kann. Ohne das Eingeständnis, daß Kinder gemeinhin weniger wissen und können als Erwachsene, gibt es kein Lernen und keinen Fortschritt. Kinder müssen auf ihrem Lebensweg unterstützt, gefördert und geleitet, aber auch gebremst und gestoppt werden. Denn oft ist es nicht das affirmative „Ja“, sondern das restriktive „Nein“, das die Entwicklung vorantreibt. Kinder brauchen Erwachsene, an denen sie sich messen und reiben, zu denen sie aufschauen und mit denen sie sich identifizieren können – kurz: die Partner sind, aber Distanz und Einfluß wahren.

Trotz dieser Vorbehalte besteht kein Zweifel: Die Pädagogik – in ihrer autoritären und in ihrer antiautoritären Form – ist überholt. Garten, Trichter, Kinderladen bilden die komplexe pädagogische Realität nicht lebensnah ab. Im Zeitalter der Demokratie gibt es zum Konzept der „Erziehungspartnerschaft“ keine wirkliche Alternative. Im Begriff der „Partnerschaft“ wird deutlich, daß Erziehung nicht strikt hierarchisch aufgebaut und nicht einer Partei allein aufgegeben ist. Beide Parteien: Erwachsene wie Kinder – müssen sich aktiv einbringen und sich gemeinsam im Erziehungsprozeß engagieren, sollen sich pädagogische Durchbrüche und Erfolge einstellen.

Das Reden von Gemeinsamkeit und Partnerschaft darf allerdings nicht dazu verführen, generationelle Unterschiede einzuebnen und eine gleichberechtigte Partnerschaft anzunehmen. Kinder sind – lediglich

– Juniorpartner, mit beschränkten Rechten und beschränkter Haftung. Auch wäre es falsch zu denken, zwischen Erwachsenen und Kindern herrsche immer Harmonie und Interessenidentität – im Gegenteil: es sind vor allem Auseinandersetzungen und Konflikte, die den Erziehungsalltag bestimmen. Man könnte sogar sagen: in der Erziehung herrscht eine Situation wie auf dem Basar oder wie in einer Tarifkommission. Tatsächlich sprechen amerikanische Pädagogen in diesem Zusammenhang von „bargaining“, also von einem Prozeß, in dem verschiedene Parteien für günstige Klauseln und Konditionen streiten und gegen lästige Zwänge und Notwendigkeiten kämpfen.

Man täusche sich nicht: in der Erziehung geht es wirklich oft um Macht, Einfluß und Sieg. Aber die Furcht, in diesem Kampf seien die Kinder und Jugendlichen immer die Verlierer und Unterlegenen – diese Furcht ist meist unbegründet. Gewieft und ausgebufft wie sie sind, kennen sie ihre Partner und Gegner in- und auswendig und wissen ganz genau, wie sie argumentieren, schmeicheln oder drohen müssen, wie sie die Zusammenarbeit verweigern und wie sie die Eltern, Lehrer und Erzieher gegeneinander ausspielen können, um ihre Wünsche und Interessen durchzusetzen. Uns Erwachsenen fällt es oft schwer, in diesem Machtpoker Ausdauer, Kraft und Nerven zu beweisen und nicht aus Zeitnot, Bequemlichkeit oder Angst vor Liebesentzug nachzugeben und unsere erzieherischen Aufgaben zu vernachlässigen.

Doch als pflichtbewußte Eltern und wahre Pädagogen bleibt uns keine andere Wahl: Wir müssen – so mühsam und anstrengend es auch sein mag – die dauernde Auseinandersetzung um Prinzipien, Regeln und Ausnahmen auf uns nehmen, und dies möglichst mit Witz und Humor, mit Takt, Streitlust und Gelassenheit. Kinder und Jugendliche wissen das zu schätzen. Sie bewundern taktvolles und verlässliches Verhalten, zumal wenn wir Erwachsene uns an Normen halten, die auch ihnen abverlangt werden. Recht gesehen, sagt Jürgen Oelkers, erlaubt Erziehung nur dort Ungleichheit, wo Kinder und Jugendliche von sich aus nicht mehr weiterkommen und wo zwar sie keine Fragen haben, sich aber aus unserer Erwachsenenperspektive gleichwohl Fragen stellen.

Die Verpflichtung auf Normen kann grundsätzlich nur wechselseitig gelten, weshalb Erziehung eben genau das nicht ist und auch nicht sein kann, für was sie so oft noch gehalten wird, nämlich für eine Variante des Fröbelschen Kindergartens, des Nürnberger Trichters oder des Berliner Kinderladens.

Brauchen Kinder noch Erziehung? hatte ich eingangs gefragt, und meine Antwort lautet: Ja, Kinder brauchen Erziehung, aber eine andere als die, die sie oftmals bekommen. Sie benötigen vor allem dreierlei:

- Kinder und Jugendliche brauchen Eltern, Lehrer, Erzieher, die den generationellen Unterschied kennen und ihre jeweilige Rolle als Chef und Seniorpartner im Erziehungsprozeß bejahen und gewissenhaft ausfüllen.
- Kinder und Jugendliche brauchen Eltern, Lehrer, Erzieher, die einem gemeinsamen Erziehungskonzept verpflichtet sind und die sich etwa an den in unserer Schulverfassung festgelegten allgemeinen Prinzipien und Regeln selbst halten und messen lassen.
- Kinder und Jugendliche brauchen Eltern, Lehrer, Erzieher, die Auseinandersetzungen gelassen angehen und Vereinbarungen überlegt, gerecht und fair aushandeln.

Zügeln wir also unsere Phantasien über die Einflußmöglichkeit der Erwachsenen und über die Selbstregulierungsfähigkeit der Kinder und fahren einen Kurs, der den Kindern Mitbestimmung einräumt, aber nicht das Heft aus der Hand gibt. Wenn wir Glück haben, werden uns unsere Mädchen und Jungen dafür später noch einmal dankbar sein.

September 2005



Verfassung der Schloß-Schule Kirchberg

Wir – die Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer, Eltern und Erziehungsberechtigten, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Schloß-Schule Kirchberg – betrachten unsere Schule als eine Gemeinschaft.

Die Grundlage unseres Zusammenlebens ist eine Pädagogik der Anerkennung, der Ermutigung und der Verantwortung. Alle Mitglieder der Schulgemeinschaft sollen sich an der Schloß-Schule wohlfühlen und dort mit Freude, Interesse und Gewinn leben, lernen und arbeiten können.

Damit wir dieses Ziel erreichen, erwartet die Schulgemeinschaft von all ihren Mitgliedern die Einhaltung folgender Grundsätze:

- Wir begegnen einander mit Respekt und sind höflich, rücksichtsvoll und hilfsbereit, um auf diese Weise eine angenehme Atmosphäre an der Schule zu schaffen.
- Wir beteiligen uns am Schulleben, übernehmen Verantwortung für den schulischen Erfolg und leisten unseren Beitrag zum Gelingen des Schulalltags.
- Wir erkennen an, daß jeder Schüler und jeder Lehrer das Recht auf einen ungestörten und engagierten Unterricht hat.
- Wir äußern unsere Meinungen offen, direkt und wertschätzend und besprechen Meinungsverschiedenheiten fair mit allen Beteiligten.
- Wir behandeln das Eigentum anderer, die Unterrichtsmaterialien und Einrichtungen der Schule sorgfältig und pfleglich.
- Wir achten die vereinbarten Regeln und halten unsere gegebenen Versprechen und Zusagen ein.
- Wir stehen für unser Reden und Handeln ein, akzeptieren Kritik und tragen für unser Verhalten die Folgen.

Diese Schulverfassung wurde im Schuljahr 2004/05 von der Schulkonferenz, dem Elternbeirat, der Schülermitverantwortung, dem Lehrerkollegium, dem Betriebsrat und dem Kuratorium der Schloß-Schule Kirchberg beraten und im Juni 2005 verabschiedet.



SCHLOSS-SCHULE KIRCHBERG
Schulstraße 4 · 74592 Kirchberg/Jagst
Fon 07954/9802-0 · Fax 07954/9802-15
Internet: www.schloss-schule.de
e-Mail: info@schloss-schule.de